



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome : 8. Das Jahr 1870 : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu erreichen, ist eine ungerechtfertigte Begünstigung einzelner. Die schädlichen Folgen davon haben denn auch im Reichstage zu dem Antrag Anlaß gegeben, das Zwangsvergleichsverfahren an erschwerende Voraussetzungen zu knüpfen. Aber die gänzliche Beseitigung dieses Verfahrens würde der Gerechtigkeit am meisten entsprechen.

Freiburg i. B.

Dr. Eugen Josef



Wandlungen des Ich im Zeitenströme

8. Das Jahr 1870

(Schluß)



Seitherhin bemerkte dann Lämmer noch in demselben Schreiben, ich könnte mich dem Widerruf der Striegauer anschließen, aber das genüge nicht; ich mußte außerdem noch dies und das hinzufügen. Darauf schrieb ich am 7. Mai ans Amt:

Durch gütige Benachrichtigung des Herrn Kanonikus Professor Dr. Lämmer veranlaßt, lege Einem u. s. w. ich folgende Erklärung zur Einrückung in die Schlesi'sche Zeitung gehorsamt vor:

„In meiner Erklärung vom 22. April hat mir die Absicht einer Übertretung der Fürstbischöflichen Verordnungen vom 12. Dezember 1861 und vom 8. Januar 1865 fern gelegen; ich bedaure den durch meine Meinungsäußerung gegebenen Anstoß und anerkenne es im Sinne des [infolge meiner Erklärung erlassenen] hochamtlichen Zirkulars vom 27. April c. als meine Pflicht, die Entscheidungen des unter dem Beistand des heiligen Geistes versammelten Konzils ehrfurchtsvoll abzuwarten. Wenn jemand in meiner Meinungsäußerung eine Irreverenz gegen den Nachfolger des heiligen Petrus gefunden hat, so versichere ich, daß diese Deutung gegen meinen Willen ist; an den Sätzen der katholischen professio fidei halte ich fest, und daß mein Urteil über gewisse in einzelnen Syllabusätzen hervortretende Anschauungen für andre nicht maßgebend ist, versteht sich von selbst. Im übrigen verwerfe ich, was die Kirche verwirft, glaube ich, was die Kirche glaubt, und lehre ich, was die Kirche lehrt.“

Herr Dr. Lämmer heißt mich noch das Geständnis hinzufügen, daß ich Dogmen und kirchenpolitische Fragen vermengt hätte. Das kann ich unmöglich anerkennen. Eben gegen die in solcher Vermengung liegende Gefahr glaubte ich mich erheben zu müssen. Möchten die kirchenpolitischen Fragen doch immerhin in Rom gelöst werden, wie sie wollen, wenn nur die Lösung nicht als Dogma proklamiert wird, wie das in den Konzilsvorlagen und im Syllabus zu geschehen scheint.

Ich bin ein friedlicher Mensch, der nichts andres wünscht, als in stiller Verborgenheit und in positiver Thätigkeit Gott und dem Nächsten zu dienen. Ein u. s. w. Amt bitte ich recht inständig, mich recht bald aus meiner peinlichen Lage zu befreien, ohne mir Unmögliches zuzumuten. Zusage, wo mein ganzes Innere ein vernehmliches „nein“ schreit, kann ich nicht. Ich komme ja mit keinem

Glaubenssage in Konflikt. Ich kann ja fünfzig Jahre lang in einer schlichten Gemeinde wirken, ohne die bewußten subtilen Themata auch nur einmal zu berühren. Möge Ein u. s. w. nicht im neunzehnten Jahrhundert die geistigen Inquisitionsmartern erneuern wollen.

Einige Tage darauf kam folgendes, Rom den 7. Mai datirtes Schreiben des Fürstbischofs an; es war nicht durch den Sekretär gegangen, sondern einschließlich der Adresse vom Verfasser eigenhändig geschrieben.

Lieber Herr Kaplan!

Schon vor einigen Tagen hat mir der Herr Generalvikar die Erklärung mitgeteilt, mit der Sie in der Schlesiſchen Zeitung eine Provokation der Hausblätter in Betreff der Infallibilität des Papstes beantwortet haben, und gestern ist mir Ihr Schreiben vom 2. d. M. zugegangen, das mir den ganzen Hergang dieser Angelegenheit ausführlich und rückhaltlos darlegt.

Bedrückt von schwerem Kummer über die Erscheinungen, die sich gegenwärtig in der Kirche kundgeben, und über das, was daraus in nächster Zukunft sich entwickeln wird, erfüllt von bangen Sorgen um meine teure Diözese und die Aufregung [sic!], die dort mit jedem Tage zu wachsen scheint, und gebeugt von körperlichen Leiden, die in Rom sich nicht gemindert, sondern gesteigert haben, mußte der Schmerz über Ihr Benehmen für mich um so fühlbarer sein.

Es handelt sich in Ihrer Sache nicht sowohl darum, welche Ansicht Sie über die Anfechtbarkeit des Papstes haben, denn die Meinung darüber ist zur Stunde in der Kirche noch frei. Es handelt sich auch nicht darum, ob Sie Ihre Anschauungen mit den Sätzen und Lehren in Übereinstimmung gebracht haben, welche der heilige Vater vor fünf Jahren den falschen Ideen der gegenwärtigen Zeit entgegenzustellen für notwendig erachtet hat, denn diese Sätze und Lehren sind noch keine Dogmen. Aber es handelt sich darum, ob es einem Priester zusteht und gestattet sei: mit gänzlicher Beseitigung aller Ehrfurcht und Pietät gegen das Oberhaupt der Kirche das — was von Hochdemselben [das „Hoch“ ist nachträglich eingeflickt worden] jetzt dem Konzil zur Entscheidung vorgelegt und das was früher in dem Syllabus ausgesprochen worden ist — der Welt als vernunftwidrig und verachtungswürdig, oder wie Sie sich ausdrücken: als mit der Vernunft, dem Evangelium, der Kirchenverfassung und den Anschauungen der Väter im schneidendsten Widerspruche stehend — zu bezeichnen. Kein besonnener Katholik, auch kein billiger [so!] Protestant wird Ihr Benehmen rechtfertigen oder auch nur entschuldigen, und der Geistlichen Behörde daraus einen Vorwurf machen wollen, daß sie solchen Ausschreitungen gegenüber eintritt, mahnt, warnt und, wo das vergeblich ist, straft. Wohin auch sollte es mit der kirchlichen Ordnung noch kommen, wenn so beklagenswerte Schritte ungerügt und ungeahndet bleiben [so!]. Von allem, was Übles in der Kirche geschehen kann, ist das Übelste und Gefährlichste die hochmütige Auflehnung wider die von Gott gesetzten Gewalten.

Dennoch ist es nicht so sehr die Besorgnis vor den traurigen Folgen, die Ihr Benehmen hervorrufen wird und schon hervorgerufen hat — die Kirche in meiner Diözese hat schon viel ertragen und überwunden, sie wird auch diese Folgen ertragen und überwinden; es ist vielmehr die väterliche Liebe, mit der ich alle meine Priester und Mitarbeiter im Weinberge des Herrn umfasse, und die treue Sorgfalt um ihr Seelenheil, die mich drängt, Sie aus väterlichem Herzen zu bitten und zu ermahnen [folgen noch anderthalb Seiten Ermahnungen].

Man erkennt aus diesem Schreiben deutlich den Standpunkt, den ich bereits gezeichnet habe. Sehr interessant ist die Wendung: „Die Meinung darüber (über die Unfehlbarkeit) ist zur Stunde in der Kirche noch frei.“ Sie beruht auf der Anschauung, die damals viel erörtert wurde, daß es in dem uferlosen und meistens sehr stürmischen Meere philosophischer und theologischer Meinungen einen fest umschriebenen Kreis, gewissermaßen einen ruhigen Hafen erklärter Dogmen gebe, über die nicht mehr gestritten werden dürfe, und daß im Laufe der Zeit dieser Kreis immer weiter ausgedehnt und eine immer größere Anzahl von Zweifeln gelöst, von Gegenständen dem Streite entrückt werde. Man beruft sich dafür auf die Verheißung Christi im 14. und 16. Kapitel des Johannevangeliums, daß der Tröster, der heilige Geist, die Kirche — denn an diese seien die zu den Aposteln gesprochenen Worte gerichtet — alle Wahrheit lehren werde. In der That ist ja nun auch das theologische Leben in der katholischen Kirche so verlaufen, daß Konzilien und Päpste zwischen den streitenden Theologen geschlichtet und immer die eine von zwei entgegengesetzten Meinungen dogmatifiziert, die andre für Irrtum erklärt und so das Gebiet der freien Meinungen immer mehr eingeschränkt haben, sodaß heutzutage die katholische Theologie einem ruhigen Hafen gleicht, während die protestantische das nicht umfriedete stürmische Meer darstellt. Der Verlauf gleicht auf ein Haar dem der Ausbildung des modernen Staats, der immer mehr Lebensgebiete in seinen Bereich zieht, immer mehr Handlungen verbietet und so den Bereich des Erlaubten, der Freiheit immer mehr einschränkt. Aber sich äußerlichen, auch noch so harten Freiheitsbeschränkungen geduldig oder murrend zu fügen, das ist, wenn auch nicht angenehm, so doch wenigstens möglich; dagegen ist es für den an selbständiges Denken gewöhnten ein Ding der Unmöglichkeit, einen Satz, den er bisher für falsch gehalten hat, ohne Beweis und bloß auf Kommando von einem bestimmten Tage ab für wahr zu halten. Glaubensmeinungen, in denen man aufgewachsen ist, werden einem nicht so leicht zweifelhaft, aber soll man plötzlich ein neues Dogma annehmen, noch dazu eins, das einem zuwider ist, so fühlt man sich zur Prüfung des ganzen Glaubenssystems herausgefordert. Und jeder weitere Ausbau eines Glaubenssystems durch Einfügung neuer Dogmen*) macht seine Annahme schwieriger. Gegen den Satz, daß Christus ein Erlöser sei, wird ein Mensch, der das Christentum kennen gelernt hat, nicht leicht etwas einzuwenden haben, denn es giebt vieles im Neuen Testament und in der Kirche, was wohlthätig und erlösend wirkt, und so darf man ohne Zweifel den einen Erlöser nennen, von dem diese Wirkungen ausgehen. Aber sobald man anfängt, den Begriff der Erlösung, sei es auf katholische, sei es auf protestantische Weise, etwa als

*) Es ist nur Ausrede, wenn gesagt wird, es würden ja nicht neue Dogmen gemacht, sondern nur alte Meinungen oder logische Folgerungen aus anerkannten Dogmen dogmatifiziert; als Dogmen sind sie eben neu.

Sühne für unfre Sünden und Erwirkung der Sündenvergebung, genauer zu bestimmen, erheben sich eine Menge von Schwierigkeiten: bald fühlt sich der Verstand, bald das Herz gedrängt, Einspruch zu erheben. So geht es bei allen andern Dogmen. Beim Unfehlbarkeitsdogma aber erhob sich, abgesehen von einer Fülle entgegenstehender geschichtlicher Erinnerungen, noch eine ganz besondere Schwierigkeit. Daß die ursprünglichen Dogmen im Laufe der Zeit ihren Inhalt immer reicher entfalteten, indem Folgerungen daraus gezogen wurden, war ein natürlicher und unabwendbarer Prozeß, gegen den an sich, wenn nur das leidige Dogmatifiren unterbliebe, nichts einzuwenden wäre. So kann es gar nicht fehlen, daß, wenn man Gott als das vollkommenste Wesen definiert hat, aus diesem Begriff eine ausführliche Lehre von den Eigenschaften Gottes herausgesponnen wird. Aber die päpstliche Unfehlbarkeit hätte, wenn sie einen wesentlichen Bestandteil des christlichen Glaubens bildete, nicht erst als Folgerung in spätern Jahrhunderten herausgesponnen, sondern als Grundwahrheit, aus der die Lehre von der Kirchenverfassung herauszuspinnen gewesen wäre, gleich anfangs verkündigt werden müssen. Damit wäre den Glaubensstreitigkeiten, die zwar der Geschichtsphilosoph als Lebensäußerungen des denkenden Geistes für notwendig, der fromme Gläubige aber als Seelenverderb für ein großes Übel hält, von vornherein vorgebeugt worden. Übrigens entspricht die Entwicklung der katholischen Kirche noch in einer zweiten Beziehung durchaus der des modernen Großstaats. Pius, der sich von einem Konzil die Unfehlbarkeit beilegen ließ, um alle Erschütterungen der Kirche durch konziliare und nichtkonziliare Streitigkeiten für alle Zukunft unmöglich zu machen, verfuhr genau so wie die Staatsoberhäupter, die darnach streben, sich von den verfassungsmäßigen Volksvertretungen immer größere Vollmachten bewilligen zu lassen und so die Parlamente nach und nach zu bloßen Statistenversammlungen herabzudrücken oder ganz zu beseitigen.

So hatten mich zwar des Bischofs gegen Schluß des Briefes immer herzlicher werdenden Worte tief bewegt und bereitwillig gemacht, ihm, mir und meiner Mutter eine Freude zu bereiten, gleichzeitig aber — eben durch jene Wendung, aus der man zugleich herauslesen konnte, wie sehr er selbst die drohende Beschränkung der inneren Freiheit fürchtete — einen neuen Anstoß gegeben, das Unvernünftige und Widersprechende im Kirchenwesen zu untersuchen. Das machte sich jedoch erst später geltend. Zunächst ward ich ganz und gar von den Ereignissen des Tages in Anspruch genommen. Am 11. Mai kam die Antwort auf mein letztes Schreiben ans Amt. Sie lautete:

Euer Ehrwürden werden sich bei reiflicher und ruhiger Überlegung nicht verhehlen können, daß die uns mittelst Ihres Schreibens vom 7. d. Mts. unterbreitete und zur Insertion in die Schlesische Zeitung bestimmte Erklärung von uns, als zur Behebung und Sühnung des durch Ihr erstes Inserat in derselben Zeitung vom 27. April er. gegebenen Anstoßes, als ausreichend nicht erachtet werden

kann, da dieselbe eine ausdrückliche Zurücknahme der in letzterer ausgesprochenen Verurteilung der höchsten kirchlichen Autorität, von welcher die Encyklika und der derselben beigegebne Syllabus erlassen worden ist, nicht enthält. Eine solche positive Zurücknahme allein ist imstande, die durch Ihren beklagenswerten Schritt unter den Gläubigen hervorgerufne Aufregung zu beruhigen und das Vertrauen in Ihre rückhaltlose Unterwerfung unter die von Gott gesetzte kirchliche Autorität wieder herzustellen. Wenn wir auch gern von allen weitem für Sie unliebsamen Maßregeln, zu denen freilich Ihre gegen uns beobachtete Haltung, namentlich der Tenor Ihres in unsern Akten befindlichen Protestes Veranlassung geben könnte, absehen und uns mit der mildesten Form der Ahndung desselben, durch Ihre Veretzung von Siegnitz an eine der dortigen entsprechende Stelle begnügen wollen, so müssen wir doch, ehe wir die über Sie verhängte Zensur aufheben und Ihre vollständige Rehabilitation eintreten lassen können, die Veröffentlichung nachstehend formulirter Erklärung in der Schlesiſchen Zeitung Ihnen zur Pflicht machen:

„Ich nehme meine in der Schlesiſchen Zeitung vom 24. April er. veröffentlichte Erklärung zurück, bedaure den dadurch gegebenen Anstoß, anerkenne die Entscheidungen des unter dem Beistande des heiligen Geistes versammelten Konzils, verwerfe, was die Kirche verwirft, und glaube und lehre, was die Kirche glaubt und lehrt.“

Wir sehen im Vertrauen auf Ihre stets bewährte treu gewissenhafte priesterliche Haltung und Ihren Eifer im Dienste des Herrn und seiner Kirche zuversichtlich Ihrer Entschlieſung entgegen und bitten Gott, Ihnen seinen Gnadenbeistand zu derselben zu gewähren.

Fürstbischöfliches Generalvikariatamt.
Neukirch.

Nun machte ich kurzen Prozeß. Ich schickte an die Schlesiſche Zeitung eine Erklärung, worin ich sagte, daß ich den gegebenen Anstoß bedauerte und mich den Entscheidungen „eines“ ökumenischen Konzils unterwerfe. Die Erklärung enthielt noch weniger, als ich freiwillig angeboten hatte. Gleichzeitig schickte ich dem Geistlichen Amt eine Abschrift und erklärte: Macht, was ihr wollt, mehr kann ich nicht! Dieses Schreiben und die Erklärung, die von der Schlesiſchen Zeitung natürlich aufgenommen wurde, finde ich nicht mehr. Doch habe ich noch einen Brief von Reinkens vom 15. Mai, worin es heißt: „Die Erklärung in der Schlesiſchen Zeitung habe ich gelesen. Natürlich wird sie von verschiedenen Seiten als Widerruf aufgefaßt; darauf müssen Sie aber, meine ich, nun schweigen. Die Erklärung ist vorsichtiger und mit der Überzeugung verträglicher als die Striegauer. Abgesehen von dem Zugeständnis, daß Sie Anstoß gegeben, das ich nicht gemacht hätte, billige ich sie nach Form und Inhalt.“ Weiterhin spricht er die Vermutung aus, Förster möge wohl zugleich mit dem Briefe an mich einen an das Amt abgeschickt und ihm Milde anempfohlen haben.

Am demselben Tage, wo Reinkens diesen Brief abschickte, Sonntag den 15. Mai früh, erhielt ich das amtliche Schreiben, das die verhängte Suspension aufhob, und ein Dekret, wodurch ich nach Grüssau versetzt wurde. Ich eilte

in die Kirche, um mich im Beichtstuhle von der Zensur lossprechen zu lassen, dann Messe zu lesen und noch einige Beichtleute abzufertigen.

Von verschiedenen Seiten wurde die Ansicht ausgesprochen, mein Auftreten sei die Wirkung einer persönlichen Verstimmung gewesen, zu der ich mehrfachen Anlaß gehabt hätte. In der That war ich im letzten Jahre meines Liegnitzer Aufenthalts nicht zum besten aufgelegt. Zwar daß ich die Liegnitzer Pfarrei nicht bekommen würde, weil ich meiner Schwerhörigkeit wegen den damit verbundenen Repräsentationspflichten nicht gehörig gerecht werden konnte, hatte ich voraus gewußt. Ich wollte gar nicht darum einkommen und entschloß mich nur dazu, weil man mir gesagt hatte, es sei das nötig, damit ich mir die nächste Vakanz sicherte. Aber angenehm war es ja nicht, ein zweitesmal, und diesmal nach mehr als anderthalbjähriger Administration, in die Kaplanstelle mit 420 Thalern Gehalt zurückzutreten, besonders da die Ursache der Nichtbeförderung mich auch wegen meiner Zukunft besorgt machen mußte. Schon vorher wäre ich beinahe Schulrat geworden. Der Abteilungsdirigent, Oberregierungsrat v. P., kam nach dem Tode des Schulrats B. zu mir und bat mich, einstweilen die Vertretung zu übernehmen. In der Unterredung darüber bemerkte er meine Schwerhörigkeit, und damit war denn zugleich auch schon über die Pfarre entschieden.

Ferner hatten mir die Administrationsrechnungen und die Rechnungslegung über die Schw.ische Erbschaftsregulirung viel Ärger bereitet. Ich nahm alles, was die Kirche lehrt, ganz ernsthaft, so auch den Preis der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, die Warnung vor allem Geiz und die Verdammung des ungerechten Mammons, sowie die lieben Heiligen der Legende und des Breviers, die einem doch nicht zum Zeitvertreib, sondern als Vorbilder vor Augen gestellt werden. Und zum Meister in der Verwaltungs- und Finanzkunst erwählte ich mir den heiligen Johannes, genannt Eleemosynarius, einen Patriarchen von Alexandrien, der auf dem Sterbebette seinen Klerus zusammenrief und sagte: Bei meinem Amtsantritt fand ich ein paar Millionen im Kirchenschatz, jetzt aber ist, Gott sei Dank, kein Pfennig mehr drin; ich habe alles weggeschenkt. Nun ist dieser Heilige aber unglücklicherweise nicht der Patron der Kalkulatoren, auch nicht der bei geistlichen Ämtern angestellten und scheint überhaupt in den maßgebenden Kreisen der Kirche niemals in sonderlichem Ansehen gestanden zu haben, wie hätten sonst die Kirchen so reich werden können! Bei solchem Zwiespalt zwischen der kalkulatorischen und meiner evangelisch-apostolischen Auffassung des Geldwesens konnten Konflikte nicht ausbleiben. Nicht etwa daß ich mich am Kirchenvermögen vergriffen hätte; nur für nützliche Verwendung der von meinen Vorgängern erzielten Überschüsse habe ich gesorgt. Alte Leute sind häufig nicht allein für sich, sondern auch als Klassenverwalter geizig und lassen lieber einen ganzen Dachstuhl verfaulen, als daß sie zu rechter Zeit ein paar Thaler für

Ziegel ausgeben, ihn zu flicken.) Aber in Beziehung auf das Pfarreinkommen war ich der Ansicht, daß es auch während einer Vakanz zunächst für die Geistlichkeit und die Gemeinde da sei, und die bischöflichen Klaffen sich mit dem zu begnügen hätten, was wirklich übrig bleibt. Diese Klaffen zu bereichern, war ich um so weniger gesonnen, als ich mich folgenden Ausspruchs eines Vikariatsamtsrats (nicht Knoblichs, sondern eines ältern) erinnerte: Ich begreife nicht, wozu der Bischof das viele Geld zusammenscharrt; alle Klaffen sind zum Plätzen gefüllt, und es ist keine Verwendung dafür. Das Ende vom Liede wird sein, daß einmal der Staat kommt und den ganzen Mammon einfaßt. Ich machte daher Ausgaben, die dann von der Kalkulatur gestrichen wurden. In Liegnitz sollte ich auch noch Mindereinnahmen decken. Ein Teil des Pfarreinkommens bestand in Dezem von umliegenden (protestantischen) Gütern. Statt des Getreides wurde Geld gezahlt, und zwar nach dem Marktpreise. Ich hatte gerade zu der Zeit, wo die Wirtschaftsinspektoren mit ihrer Dezem-Entschädigung kamen, einen kranken Lehrer zu vertreten und steckte den ganzen Morgen in der Schule. Jedesmal verdrießlich über die Störung, machte ich das Geschäft so kurz wie möglich ab, würde wohl aber auch, wenn ich mir mehr Zeit genommen hätte, kaum auf den Gedanken gekommen sein, das Angebot zu prüfen und mehr zu verlangen. Daß das Angebot zu niedrig sei, konnte ich allerdings aus der Form schließen, in der es gewöhnlich gemacht wurde: Ich werde Ihnen so und so viel geben, sind Sie da zufrieden? — Warum sollte ich nicht zufrieden sein? Protestantischen Gutsbesitzern Geld abzupressen, um irgend eine mir gleichgiltige Breslauer Kasse zu füllen, das konnte mir doch nicht einfallen. Etwa ein Jahr darauf kamen die Monita zu meiner Administrationsrechnung, und da hieß es: Am x Oktober 1868 hat in Liegnitz der Weizen soviel, der Roggen soviel, der Hafer soviel gegolten, nach dem beiliegenden Marktzettel. Marktzettel! Daß es so ein Ding gebe, hatte ich noch gar nicht gewußt, und um die Getreidepreise mich noch niemals gekümmert! Ganz gleichgiltig waren sie mir allerdings nicht. Auch zur Kaplansdotation gehörten ein paar Scheffel, und wenn der Preis hoch stand, bekamen wir natürlich mehr. Das war einer der Fälle, die mich stutzig machten. In der Schule lehrte ich, wie abscheulich der Kornwucher sei, und von meiner Mutter und den Geschwistern wußte ich, wie sie in der Teuerung der fünfziger Jahre Not gelitten hatten, und nun sollte ich selber aus hohen Getreidepreisen — auch in den sechziger Jahren waren sie „noch gut“ — Vorteil ziehen! Ich überlegte, ob es erlaubt sei, mich darüber zu freuen, etwa nach Gurys Entscheidung der Frage, ob man sich beim Tode des Vaters freuen dürfe: über den Todesfall freilich nicht, aber über die Erbschaft schon! Also die Herren strichen nicht allein Ausgaben, sondern erhöhten auch manchen Einnahmeposten. Und ähnlich ging es bei der Rechnung über die Erbschaft Schw.s, der sein Vermögen der Kirche vermacht hatte. So z. B. hielt ich es

für unpassend, die Talare des Verstorbenen öffentlich zu versteigern, und ließ einigen armen Ministranten Röcke daraus machen. Die Kalkulatur schrieb nun zurück, ich sollte die Eintragung dieser „Ministrantenröcke“ ins Inventar nachweisen, und war sehr ungehalten, als sie erfuhr, es seien nicht Ministrantenröcke, sondern Zivilröcke für ministrirende Zungen gemeint. Viel Ausstellungen erfuhren auch die Ausgaben fürs Begräbniß. Es war das ein sehr vergnügtes Begräbniß gewesen. Betrauert wurde der alte Schw. von niemand (die einzige Person, die ihn betrauert haben würde, seine Wittin, hatte den Verstand verloren), und das ehrsame Handwerk und wer sonst dabei zu thun hatte, machte einen schönen Schnitt. Die Rechnungen waren wirklich dick, aber mir machte es Vergnügen, sie zu bezahlen, die Leute strichen mit großem Vergnügen das Geld ein, und wem schadete es? Ob die Kirche außer den 20000 Thalern Kapital noch ein paar hundert mehr oder weniger aus der Versteigerung bekam, das war doch gleichgiltig.*) Bei der Beantwortung des einen Monitums machte ich mir einen Scherz. Der Palmzweig mit Schleife, hieß es, ist ein freimaurerisches Abzeichen; einen solchen auf den Sarg eines katholischen Geistlichen zu legen, ist Unfug; wer ihn bestellt hat, mag ihn bezahlen. Nun wußte ich, daß der Herr, der die den Monitis beiliegende Verfügung unterzeichnet hatte, in jüngern Jahren Logenbruder gewesen war. Ich antwortete daher: Mich mit den Abzeichen der Freimaurer zu beschäftigen, habe ich weder in der Theorie noch in der Praxis Gelegenheit gehabt. Ich kenne die Palme nur als Sinnbild der siegenden christlichen Seele, z. B. aus dem Hymnus auf die unschuldigen Kinder, von denen es heißt:

Aram sub ipsam simplices
Palma et coronis luditis.

Übrigens aber sei diese Sargzierde bei Honoratiorenbegräbnissen so allgemein üblich, daß es unmöglich gewesen wäre, sie wegzulassen. Man wolle nicht etwa glauben, daß durch solche Dinge das gute Einvernehmen zwischen einem Geistlichen und der Behörde gestört worden wäre. Beide Teile behandelten die Sache mit gutem Humor, und es waren weit stärkere Scherze an der Tagesordnung.**)

*) Als ich dem Oberregierungsrat v. B. über das Testament berichtete, sagte er lachend: Sehr liebenswürdig von dem guten Herrn, uns zu Erben einzusetzen, wir haben ja die Verpflichtung! — Ganz so stand die Sache allerdings nicht; die Erbschaft ist für Anschaffung eines prachtvollen neuen Altars u. dergl. verwendet worden, wozu die Regierung kein Geld gegeben haben würde.

**) Bei Pfarreien mit Landwirtschaft hatten die Scherze manchmal einen starken Stillsgeruch. In der Kulturkampfzeit bekamen auch die Regierungskommissarien, denen die Verwaltung der Bistumsstellen übertragen wurde, Gelegenheit, diesen Stil kennen zu lernen. Einem „Staatspfarrer“, der schon eine sehr gute Pfarrei hatte, wurde noch die Verwaltung einer Nachbarpfarrei übertragen. Als er darüber Rechnung ablegen sollte, erklärte er, er habe nichts übrig, und fügte begründend bei: Ich denke, in Kriegszeiten wird der Sold verdoppelt.

gionen ab; die Domherren nahmen nur soweit davon Kenntnis, als nötig war, die Entscheidung fällen zu können. Das Ende vom Liede war also auch diesmal, daß ich von meinem Kaplangebalt noch „Überschüsse“ nachzuzahlen hatte. Das war nun allerdings geeignet, eine bittere Stimmung zu erzeugen und bei andern Streitigkeiten mit dem Amte den Ton zu verschärfen, aber daß ohne diese Unannehmlichkeiten meine Erklärung gegen die Unfehlbarkeit unterblieben wäre, oder daß ich mich nachgiebiger benommen haben würde, daran ist doch nicht zu denken. Heute ist von Groll gegen die Breslauer Herren keine Spur mehr vorhanden. Ich sehe ein, daß sie mich stets anständig und loyal behandelt und in dem, was mir unangenehm war, nur ihrer Amtspflicht genügt haben.

So siedelte ich denn mit meiner Mutter nach Grüssau über. Vor dem Klosterthor sahen wir unsern Möbelwagen halten. Vor hundertfünfzig Jahren hatte man diese Ungetüme noch nicht gekannt, und so hatten die Stifzherrn das Thor für die Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts zu klein gebaut. Die Sachen mußten demnach einen Viertelfilometer weit durch den großen Klosterhof geschleppt und dann über siebenzig Stufen hinauf befördert werden. Mit Ausnahme der Prälatenwohnung, die jetzt der Pfarrer inne hat, sind diese Klosterwohnungen bei weitem nicht so schön angelegt wie die Liegnitzer. Großartig sind die Gebäude, besonders die Kirchen — es giebt ihrer nämlich zwei, und außerdem rings herum in der Nachbarschaft eine Anzahl von Kapellen; aber im ganzen machen diese Reste der alten Zisterzienserherrlichkeit doch den Eindruck des Ruinenhaften und Unzeitgemäßen; ein großer Teil der Gebäude steht leer, die Hauptkirche ist für die Gemeinde zu groß, und die kleinere, von Willmann ausgemalte, wird nur einmal im Jahre gebraucht. Der Pfarrer, das Muster eines gemüthlichen Landpfarrers, nahm mich sehr freundlich auf, behandelte mich sehr anständig und erwähnte meinen Konflikt mit keinem Worte. Der Erzpriester des Sprengels dagegen konnte es sich nicht versagen, mir vor versammeltem Konvent eine salbungsvolle Ermahnungsrede zu halten, die ich schweigend hinnahm. Der Wittkaplan war mir wenig sympathisch, und es verstand sich unter den damaligen Verhältnissen von selbst, daß ich geistlichen Umgang mehr floh als suchte. Doch lernte ich einen interessanten Kauz in der Nachbarschaft kennen: einen harten Geiztragen von trockenem Humor. Er hauste in weiß getünchten ärmlich ausgestatteten Stuben und scharrte Geld zusammen. Mir gab er gute Lehren in der Kunst des Administrirens. Ich bekam, erzählte er u. a., eine schlechte Pfarrei zu administriren und habe neunhundert Thaler Überschuß gemacht, natürlich nicht fürs Amt, sondern für mich. Ich habe nämlich den ganzen Garten mit Zwiebeln bestellt und daraus so viel gelöst. Einst kam ein Amtsbruder zu ihm, der sich in großer Geldverlegenheit befand und bat, ihm etwas zu leihen. Der Alte führte ihn zu seinem Schreittisch, öffnete mehrere Schübe, die mit Thalern

angefüllt waren, und sagte: Siste, Bruder, hier giebt's Geld, aber du (dabei schob er lächelnd die Schübe hinein und schloß zu) kriegst nicht davon.

So blieb ich denn auf den Umgang mit meiner Mutter und mit ein paar Lehrern beschränkt. Arbeit gabs wenig, wenn auch mancherlei eigentümliche teils angenehme, teils unangenehme Beschäftigungen. Zu den unangenehmen gehörten die Messen, die bei der Einsegnung von Wöchnerinnen und bei Beerdigungen um zehn oder elf Uhr gelesen wurden und einen zwangen, fünf bis sieben Stunden des Morgens nüchtern zu bleiben, zu den angenehmen die Messen in Bergkapellen und die Prozessionen im Walde. Das Studiren hatte keinen rechten Zweck mehr — was konnte ich studiren, ohne den innern Zwiespalt zu vertiefen, und zu welchem Zweck sollte ich es thun? Ich fragte mich also: was fängst du an, um nicht verrückt zu werden? und ich beschloß, Klavier spielen zu lernen. Ich trieb den Unsinn — Unsinn, weil ich es doch zu nichts ordentlichem bringen konnte — sehr eifrig und methodisch, übte täglich vier bis sechs Stunden und spielte abends, wenn meine Mutter im benachbarten Zimmer schon im Bett lag, noch einmal sämtliche Tonleitern durch; bei der chromatischen verkroch sie sich in die Rissen und machte sich dann die Ohren wieder frei, um mit Andacht Heil dir im Siegerkranz zu hören, das ich als Schluß drauf setzte.

Selbstverständlich war ich mit ganzem Herzen bei unserm deutschen Kriegsheere, und es verbesserte meine Stimmung nicht, daß ich von dem ganzen Kriege nicht das geringste, nicht einen Zipfel einer Uniform und nicht eine Fahne zu sehen bekam und schlechterdings nichts dazu thun konnte, nicht einmal Charpie zupfen. Auch die Nachrichten, auf die man doch so begierig war, bekamen wir sehr spät. Die Zeitungen, die Briefe, die Telegramme und die Frühstücksemeln brachte uns jeden Nachmittag, mit Ausnahme des Sonntags, die Botenfrau aus Landeshut mit; wäre Sonnabend Abend einmal die Welt untergegangen, vor Montag Nachmittag hätten wir nichts davon erfahren.

Dabei hielt mich der Gang der kirchlichen Angelegenheiten in fieberhafter Spannung. Nach Schluß des Konzils schrieb ich an Reinkens und Elvenich, wenn sie nicht jetzt endlich augenblicklich losschlügen und die heimkehrenden Bischöfe vor die vollendete Thatsache einer großen geschlossenen Protestpartei stellten, so würde dann später, nach der Rückkehr der Bischöfe, nichts mehr zu machen sein. Reinkens antwortete, mein Brief „atme frisches, gesundes Leben,“ aber ich möchte mich nur gedulden; vor der Hand sei nichts zu machen, der Krieg absorbire alles Interesse, es werde eine Erklärung von fünfzig bis sechzig Gelehrten vorbereitet u. s. w. Meine Schrift, die ich vollendet und ihm zur Ansicht geschickt hatte, gefiel ihm gut; er meinte, es sei schade, daß sie nun nicht veröffentlicht werden könnte, das meiste darin habe bleibenden Wert. Später schickte ich sie auch noch dem Kanonikus Lämmer. Dieser schrieb bei der Rücksendung: „Bei der Durchlesung habe ich die traurige Ge-

wißheit erlangt, daß Sie noch immer den Standpunkt des Rheinischen Merkur festhalten, den Boden der kirchlichen Autorität verlassen und Papst und Bischöfen gegenüber die Sprache Luthers führen. Sie sind leidenschaftlich erregt, daher ihre geistige Verwirrung. Sie huldigen einem schrankenlosen Subjektivismus und scheinen dabei keine Ahnung von der Gefahr zu haben, in der Sie schweben. Gerade weil ich Sie lieb habe, sage ich Ihnen dies offen, ohne Gehässigkeit, und werde nicht aufhören, Ihrer im Gebet eingedenk zu bleiben.“



Friedrich Hebbel und Otto Ludwig

Von Adolf Bartels

4



i quis tota die currens pervenit ad vesperum, satis est. Diesen Ausspruch Petrarcas hat Emil Kuh als Motto über das letzte Buch seiner Biographie Hebbels gesetzt. Sowohl von Hebbel wie von Ludwig gilt das tota die currens im allerhöchsten und tiefsten Sinne, ihr ganzes Leben war ein unermüdliches Ringen nach dem, was sie als echte Kunst erkannt hatten, und der Tod hat ihnen die Feder wirklich aus der Hand genommen; denn Hebbel schrieb noch auf dem Sterbelager am „Demetrius,“ und Ludwig schuf noch in den Wochen vor seinem Tode den ersten Akt seines „Tiberius Gracchus“ mit jenen ergreifenden Abschiedsworten des Helden, die so schön wohl nur noch in Byrons „Manfred“ zu finden sind. Hebbels Abend war freundlich, der bedeutende Bühnenerfolg seiner „Nibelungen“ und ihre Auszeichnung durch den Schillerpreis (den Ludwig nachträglich auch für die „Makkabäer“ erhielt) wirft einen verführenden Glanz über das Ende dieses Dichterlebens, das so reich an Anfechtung und Kränkung war, der Dichter wird zum Schluß doch mit dem wohlverdienten Lorber gekrönt und darf so sterben; Ludwigs Abend aber war trübe, auch die Sorge stand an dem Lager des Dulders, und an frische Lorbeerkränze dachte schon lange niemand mehr. Im ganzen hat das deutsche Volk bei beiden Dichtern keine besondere Veranlassung, der Todestage mit dem Gefühl der Erhebung im Bewußtsein erfüllter Pflicht zu gedenken, die Litteraturwelt aber noch viel weniger; es ist immer dafür gesorgt worden, daß dem fargen Trunk Wein, den Hebbel und Ludwig hin und wieder an die Lippen